

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis im Monat einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 90 Pfg., bei Selbstabholung 80 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.40 Mk., für 1 Monat 80 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion:
Leipzig, Tauchaer Straße 10/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung Leipzig.
Fernsprecher: 13008.

Inserate kosten die 7gespaltene Pettizelle oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist bei der Gesamtauflage 4.— Mk. jedes Tausend, bei Zellaufgabe 5.— Mk. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag in Leipzig, Tauchaer Straße 10/21, Fernsprecher: 4596 • Inseraten-Abteilung Fernsprecher: 2721.

Tageskalender.

Auf dem christlich-nationalen Arbeiterkongress zu Berlin schlug der Referent, Landtagsabgeordneter Andre, eine scharfe Resolution gegen die Zuchthausgesetzentwürfe vor. In der Debatte waren alle Redner mit dem Referenten einig; die Abstimmung erfolgt heute.

Der Reichstag erklärte gestern das Mandat des Genossen Haupt und das des Zentrumsmannes Rudloff für ungültig.

Die Gründung eines Schutzverbandes gegen die Sozialpolitik wurde in einer Versammlung des Reichsdeutschen Mittelstandsverbandes betrieben.

Die badische Regierung lehnt die Einführung der Verhältniswahl zur zweiten Kammer ab.

Das französische Ministerium Barthou hat gestern demissioniert.

In Portugal sind von neuem royalistische Unruhen ausgebrochen.

Das Finanzchaos in Frankreich.

Leipzig, 3. Dezember.

Aus Paris wird uns geschrieben: Nun ward der glorreiche Sommer der patriotischen Begeisterung zum Winter des finanziellen Misserfolgs. Dem Parlament wird die Rechnung für die dreijährige Dienstzeit und die sonstigen Organe des Militarismus präsentiert. Sie ist lang und teuer und — wie das so in unsoliden, auf die Besoffenheit der Gäste spekulierenden Nachtlokalen vorkommt — es werden Dinge in Anrechnung gebracht, die gar nicht serviert worden sind.

Eine Anleihe von 1300 Millionen schlägt die Regierung vor. Im Sommer munkelte man von ungefähr einer Milliarde. Daß es soviel mehr geworden ist, daran sind, wie die Patrioten versichern, die bösen Sozialisten und die sonstigen Gegner der dreijährigen Dienstzeit schuld. Hätten die nämlich das von den Generalen verlangte sofort apportiert, so wäre bei der Errichtung der notwendigen Kasernen, der Bekleidung des dritten Jahrgangs, den Pferdekäufen usw. keine solche Eile vonnöten gewesen und alles wäre viel billiger gekommen. Es gibt freilich Leute, die erklären, daß sich die Organe der Militärverwaltung von den Lieferanten wieder einmal ganz unverschämt hätten über die Ohren

hauen lassen — wobei auch bisweilen noch strittig sei, auf welcher Seite eigentlich die Unverschämtheit liege. Indes steht die Frage, wie die Mehrkosten von 145 Millionen zustande gekommen sind, immerhin in hinterer Reihe. Die Hauptfrage betrifft den Gegenstand der Anleihe selbst.

Was steckt in diesem Erfordernis von 1300 Millionen? Soviel hat selbst der gefräßige Moloch nicht auf einmal als Exportation verschlungen. Nach der Rechnung des Kriegsministeriums werden im ganzen von den 420 Millionen, die im Frühjahr für Beschleunigung und Verstärkung der Rüstungen bewilligt wurden, 300 Millionen für 1913 und 1914 in Anspruch genommen. Dazu kommen — statt der ursprünglich für die Durchführung des dritten Jahrgangs georderten 440 Millionen — gemäß den gekennzeichneten Mehrausgaben 585 Millionen. Das ergibt zusammen rund 900 Millionen außerordentliche Ausgaben, für die nach dem Kathedismus der bürgerlichen Staatswirtschaft eine Anleihe gerechtfertigt werden könnte. Um aber die 1300-Millionen zu rechtfertigen, appelliert die Regierung an die Phantasie der Volksvertreter. Diese sollen sich nämlich vorstellen, daß die 400 Millionen, die seit zwei Jahren für den marokkanischen Gelddruck ausgegeben worden sind, noch nicht bezahlt seien! Diese 400 Millionen sollen jetzt bewilligt und in einen ganz leer gewordenen „Vorratsfonds“ „zurückgezahlt“ werden.

Der Zweck dieses Kunststücks ist ganz durchsichtig. Die Regierung steht vor einem Defizit des ordentlichen Budgets, das nach ihrer tendenziös-optimistischen Berechnung nicht weniger als 800 Millionen beträgt. Davon will sie nur 400 durch Zuschläge und neue Steuern decken, weil sie den besitzenden Klassen kein schweres Opfer auferlegen möchte und eine Erhöhung der indirekten Steuern unmöglich ist, ohne eine das ganze System gefährdende Erbitterung der Massen hervorzurufen. Für das künstliche Defizit soll nun der auf neue gefüllte Vorratsfonds herhalten. Die Regierung leiht sich die 400 Millionen ganz aus, aber sie verändern auf einmal ihr Wesen. Es ist wie auf einem Schmierentheater, wo dieselben Statisten auf der einen Seite der Bühne als Engländer abmarschieren, um auf der andern als Franzosen hervorzukommen. Der Durchgang durch den „Vorratsfonds“ verwandelt die 400 Millionen aus einer Anleihe in eine „Ersparnis“ des Staates und ihre Verwendung zur Bedeckung ordentlicher Staatserfordernisse widerspricht den Geboten des Finanzkathedismos nicht mehr.

Der Schwindel ist so groß, daß er sogar einer großkapitalistischen Gruppe peinlich ist. Daß 400 Millionen marokkanische Ausgaben „zurückgezahlt“ werden sollen und die 200, die für das nächste Jahr für Marokko eingestellt sind, ins

ordentliche Budget aufgenommen werden, zeigt aller Welt den doppelten Boden, womit die finanzielle Zauberkunst des Meisters Barthou und seines komischen Lehrlings Dumont operiert. Um nun dem naheliegenden Verdacht auszuweichen, daß der Kniff das nächstemal wiederholt wird, d. h. daß die 200 Millionen marokkanischer Ausgaben des Jahres 1914 in der Folge mittels einer neuen Anleihe „zurückgestellt“ werden, beantragen schlauere Profitantwäfte, daß die 200 Millionen auch gleich in die Anleihe aufgenommen werden, gemäß der alten Erfahrung, daß kein Schwindel besser gelingt, als der mit zur Schau getragenen Biederkeit vollführt. Die Regierung ist nicht gerade dafür, aber sie würde aus ihrem Herzen keine Mördergrube machen und statt 1300 Millionen auch 1500 nehmen. Dagegen wehrt sie sich mit Aufwerfung der Vertrauensfrage gegen die vom Budgetausschuß vorgeschlagene Herabsetzung auf 900 Millionen.

Mit 900 Millionen wäre ihr in der Tat nicht gedient. Es gilt, für den kommenden Mai „gute Wahlen“ vorzubereiten. Mit weiteren verfügbaren 400 Millionen ist der Schein der Wohlhabenheit vorläufig aufrechtzuerhalten. Die Bourgeoisie und die Masse der kleineren Rentner wird der Regierung dankbar sein, die sie vor der Einkommen- und besonders auch vor der Besitzsteuer bewahrt hat und die besitzlosen Klassen bekommen auch keinen Grund, über ein System zu klagen, das die Hexerei vollbracht hat, über eine Milliarde aus dem Boden zu kramen, ohne Belastung der Armen wie der Reichen. Auf die Dauer würde Barthou-Mephisto das Pumpschwund aus Auerbachs Keller sicher nicht fortsetzen können. Schon darum nicht, weil das tatsächliche Defizit, wie Laurds am Donnerstag in der Kammer unwiderleglich vorgerechnet hat, nicht 800 Millionen, sondern weit über eine Milliarde betragen wird. Denn Herr Dumont hat in seine Budgetaufstellung weder die Kosten der bevorstehenden Anschaffung eines neuen Gewehrtypus, noch die unausbleibliche Steigerung der Marinelaufen, noch die Erhöhung der Militärtagegelder und Militärpensionen berücksichtigt. Was da weiter geschehen soll, ist ein Rätsel. Woher eine Milliarde neuer Steuern nehmen, ohne die Besitzenden zu treffen? Die Pumpschwund ins Endlose zu verlängern, ist unmöglich. Und schon eine Gefährdung des Rentenkurzes, dieses bourgeoisen Nationalheiligtums, durch Ueberspannung des Kredits ist ein Uebel, vor dem den bürgerlichen Finanzpolitikern nicht weniger bange ist als vor der ersten Besteuerung des Besitzes. So treibt das Goldschiff der Bourgeoisrepublik zwischen Scylla und Charybdis.

Einstweilen scheint allerdings durch die Anleihe alles gerettet. Im Sommer hatte Herr Barthou freilich versprochen, daß die besitzenden Klassen herangezogen werden würden, um

Arbeiter von Leipzig-Land, wählt Liste 1.

Feuilleton.

Der eiserne Moloch.

Roman von Camille Lemonnier.

45) Nachdruck verboten.

Eine Szene namentlich bildete den Gipfelpunkt in der fieberhaften Aufregung der Gemüter. Die Mutter des Spiron, eine stattliche Fünzigjährige, hatte sich auf die irdischen Ueberreste des armen Jungen geworfen. In Verzweiflung ließ sie sich an den blutigen Lippen, bis sich ihre Taille in der Brustgegend rötete; und unablässig küßte sie ihn, sprach zu ihm, während sich ihr Mund in einer verzweifelt Grimasse verzerrte:

„Mein Sohn, mein lieber Schatz, ist möglich, daß du mich nicht mehr hörst? Warst du denn hier nicht mehr zufrieden, daß du so leicht hast sterben können? Wir haben doch so gut miteinander gelebt, dein Vater und wir zwei! Wir haben uns seit Jahren müht, 's ist schon wahr, aber wir haben doch immer Brot gehabt und waren zufrieden. Mit der Zeit hätten wir sogar ein paar Taler beiseite gelegt und du hättest später für deine Eltern gearbeitet, so wie sie bisher für dich. Dann hättest du eine Frau genommen, hättest auch Kinder bekommen, und wir Alten hätten die Kinder eingeschäftigt, so wie einst dich, als du noch klein warst. Warum bist du von uns fort, Martin? Du hast mir soviel Schmerz gemacht, eh du gekommen bist. Mit vier Jahren warst du noch so elend, daß die Leute alle gesagt haben: Nein, die Frau vom Cullisse wird ihren Bubens gewiß nicht behalten. Und ich hab dich doch behalten, ich hab dich dem Herrgott abgestritten, der dich gleich wieder zu sich nehmen wollte. Ich hab mir gesagt: Ich werd sein kleines Körperchen mit fortel Küßchen heben, daß der Tod nicht wissen wird, wo einzubringen. Und jetzt ist alles vorbei. Da bist du nun

zerstückelt, ärger, als wenn ein wildes Tier dich zerfleischt hätte. Martin, Martin, mein Kind! Martin! Martin! Mein süßer Liebling. Bist du wirklich, der da liegt? Martin! Mein Kugapfel! Mein Leben! Was soll denn aus mir werden, wenn du nicht mehr bist? Ich werde auch fort müssen und den Mann ganz allein zurücklassen. Du warst schon im achtzehnten Jahr, und im ganzen Dorf hats keinen schöneren Burschen gegeben als dich. Und der viele Lohn, den du schon verdient hast! Du hättest Buddler, Werkführer werden können und noch viel mehr! Und wenn du auch gar nichts geworden wärest, so wärest du doch immer mein Sohn gewesen! Ach, Martin! Da liegt nun deine arme, alte Mutter bei dir und muß um dich weinen! Warum bist du nicht mehr klein, wie damals, da ich dich noch unter meinem Herzen trug? Warum bist du groß geworden! Der liebe Gott hat mich nicht erhören wollen, als ich ihn bat, daß er dich zu einem Mann werden läßt. Wenn unsre Kinder groß geworden sind, dann nimmt man sie uns fort, dann schnappen sie uns die Maschinen weg, und hernach fressen sie die Würmer! Martin, mein geliebter Sohn! Gelt? Du wirst dem lieben Gott sagen, daß das nicht gerecht ist, die Mütter sollten früher fortgehen als ihre Söhne. Aber mein Herz, wie kannst du denn mit ihm reden, da du nicht einmal mehr einen Mund hast und ganz zerstückelt bist? Diese Schufte, was die aus dir gemacht haben! Sie haben dich umgebracht! Wo sind sie denn, die Herren, daß ich ihnen ins Gesicht sagen kann! Mörder! Mörder! Daß das Blut meines Sohnes auf sie fallen möge!“

Dann verlor sich ihre Stimme in heiserem Gestammel, das sie immer wieder unterbrach, um ihn mindestens zwanzigmal verzweifelt bei seinem Namen zu rufen, bald saust wie Musik, bald in wilder Raserei, mit gellenden Schreien und unartikulierten Lauten

Dieser ungeheuerliche Müttersehmerz rief auch in Frau Poncelet die Erinnerung an ihr eigenes Leid zurück; auch sie hatte das Kreuz getragen, auch sie einen Sohn verloren. Ihr unbewegliches Gesicht zuckte einen Augenblick unter dem

Kraflengriffe alter Schmerzen, und in dem einzigen Teile ihres Gemüts erschütterte, der noch für irdische Dinge empfänglich war, näherte sie sich dem armen Weibe und legte die Hand auf ihre Schulter:

„Liebe Frau, auch ich hatte ein einziges Kind, einen Sohn; der Herr hat ihn mir genommen. Ich habe gebetet; tun Sie wie ich.“

Durch diese Worte, die trotz ihrer Sanfttheit nichts von ihrer Strenge eingebüßt hatten, in die Wirklichkeit zurückversetzt, fuhr die Cullisse jäh empor; ihr klaffender Mund bildete in dem verstärkten Gesichte ein dunkles Loch; und allmählich erhellten ihre Augen unter den schweren geröteten Lidern einen hasserfüllten Ausdruck, als sie die hohe, düstere Gestalt vor sich sah:

„Wer sind Sie denn, daß Sie so reden? Sie haben Ihren Sohn verloren und leben noch? Sicherlich haben Sie ihn nicht mit Ihrer Milch gesäugt, wie ich den meinen drei Jahre lang!“

Mit blutbespritztem Kleide war sie auf den Knien liegen geblieben.

Und geblendet durch das grelle Fensterlicht, das auf ihre brennenden Augen fiel, machte sie aus ihrer Hand einen Schirm und sah darunter auf Frau Poncelet mit bösen, scheelen Blicken, in denen jetzt die Erkenntnis aufzubämmern schien.

„Ich verfluche dich in dieser Stunde,“ sprach sie. „Du bist die Frau vom Chef. Um dich und deinen Mann und alle andern zu mästen, hat mein armes Kind sterben müssen. Das Fleisch, von dem ihr euch nährt, ist Menschenfleisch!“

Ihr wuchtiger Körper richtete sich mit einem Ruck in die Höhe. In ihren Fingern war ein Hautsegen des armen Spiron geblieben, und blühschnell, noch ehe Frau Poncelet daran denken konnte, sich zurückzuziehen, steckte sie ihn ihr unter die Nase und schrie:

„Nun, wenn du das Fleisch von unsern Kindern so gerne hast, so friß das da! Das ist von meinem armen Martin!“ (Fortsetzung folgt.)